



Sozialpolitik im Friedensvertrag

Zur internationalen Gewerkschaftskonferenz in Stockholm am 8. Juni.

Von Rudolf Wissell.

Die umfangreichen sozialpolitischen Forderungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes zum Friedensvertrag, die der zum 8. Juni 1917 einberufenen internationalen Gewerkschaftskonferenz zur Beratung unterbreitet sind, zeigen, in welcher hohen Maße wahrhaftige Kulturarbeiten von der Gewerkschaftsbewegung geleistet werden. Im Korrespondenzblatt der General-Kommission vom 26. Mai 1917 abgedruckt und in Nr. 141 des „Vorwärts“ in seinen wesentlichen Teilen wiedergegeben, stellt dieses Friedensprogramm ein unvergängliches Kulturdokument dar. Freizügigkeit und freies Koalitionsrecht sollen den Arbeitern die Geltendmachung der vereinzelt so schwachen, vereint so starken Kräfte ermöglichen, nicht zuletzt auch, um auch die Durchführung des Arbeiterschutzes zu sichern; dieser und die Arbeiterversicherung soll in weitgehendstem Maße ausgebaut und alles im Friedensvertrage sichergestellt werden. In der Richtung der hier aufgestellten Grundsätze wird, das läßt sich schon jetzt sagen, der internationale Arbeiterschutzes seine Entwicklung nehmen. Unter der Arbeiterschaft der ganzen Welt wird sich kein Gegner dieses Programms finden. Hier ist ein Boden gefunden, der alle Arbeiter eint, hier handelt es sich um Bestrebungen, die allen Arbeitern gemeinsam sind, deren Verwirklichung, deren Umsetzung zur geselligen Tat ein Ziel von Nord und Süd, von Ost und West ist. Der Baum, der hier gepflanzt werden wird, trägt die Gewähr dauernden Gedeihens in sich. Denn der Boden zu seinem Gedeihen ist gedüngt, mit dem Herzblute vieler Millionen der am Krieg beteiligten Völker.

Und dieser im internationalen Boden wurzelnde Baum wird gehegt und gepflegt werden von jedem einzelnen Volke; gehegt und gepflegt werden müssen. Jedes Volk wird den Boden zu beackern haben, in dem die in sein Land hineindringenden Wurzeln die Nahrung suchen. In seinem eigenen Interesse. Wo sich dieser Boden trotz alledem als steinig erweisen sollte, wird die internationale Vereinigung für geselligen Arbeiterschutzes in Basel, der die Durchführung und Förderung des internationalen Arbeiterschutzes nach dem gewerkschaftlichen Programm anvertraut werden soll, für seine Beackung sorgen. Wie keine andere Organisation eignet sich zunächst diese dazu. Zunächst! Denn an die Stelle dieser privaten Vereinigung wird eine solche der am Arbeiterschutze interessierten Staaten treten müssen. Das ausführende Organ dazu ist im Kern vorhanden: das internationale Arbeitsamt, die Spitze der internationalen Vereinigung für geselligen Arbeiterschutzes. Dieses muß wirklich das werden, als was es ursprünglich geplant war. Schon 1899 hatte die Schweiz ein offizielles internationales Arbeiterschutzesamt der Staaten in Anregung gebracht. Der Verwirklichung traten bisher nicht zu überwindende Schwierigkeiten entgegen. Die 1900 in Paris geschaffene internationale Vereinigung für geselligen Arbeiterschutzes schuf das jetzige internationale Arbeitsamt als freie Schöpfung. In der Hoffnung, daß dieses Amt der Vorläufer eines offiziellen Amtes der Staaten sein werde, hat ihm die Schweiz von vornherein eine finanzielle Unterstützung gewährt. Im Laufe der Jahre haben sich auch eine Reihe von anderen Staaten, unter ihnen auch Deutschland, zu finanzieller Unterstützung bereit gefunden; im letzten Friedensjahre waren es 20 Staaten.

Während des Krieges hat das Amt mit allen Staaten, Regierungen und ihm angeschlossenen Sektionen den Verkehr aufrecht erhalten und es geht, wie auch die internationale Vereinigung für geselligen Schutzes selbst, aus der schweren Welterschütterung ungebrochen hervor. Wenn dieses Amt nun wirklich wird, was es von vornherein hatte sein sollen, ein offizielles Amt aller am Arbeiterschutze interessierten Staaten, dann ist die Stelle geschaffen, der die Durchführung des internationalen Arbeiterschutzes nicht nur anvertraut werden kann, sondern ihr auch gewichtigen Nachdruck zu verleihen vermag.

Ist es ein Zufall, daß gerade in derselben Stunde, in der uns das Programm der internationalen Gewerkschaftskonferenz auf den Tisch gelegt wurde, auch ein kleines Heftchen den gleichen Weg fand: „Sozialpolitik im Kriege und nach Friedensschluß von Professor Dr. Stephan Bauer, Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Basel.“ Zürich 1917. Der Titel sagt, worum es sich handelt. Das Büchlein gibt den Inhalt eines von Professor Bauer im Dezember 1916 gehaltenen Vortrags wieder. Und dieser Vortrag liest sich wie eine einzige Begründung des Friedensprogramms des Internationalen Gewerkschaftsbundes. Bauer sagt:

„Eine wirtschaftlich tief zerrüttete Welt ist kein (des Krieges) Erbe. Man kann annehmen, daß 10 Millionen Menschen durch Tod und Arbeitsunfähigkeit dem Wirtschaftsleben entzogen sein werden und so ein jährlicher Produktionswert von schätzungsweise 40 Milliarden der Weltwirtschaft entgehen wird. Die Friedenswirtschaft kann sich nur von den Grundfragen leiten lassen, die jeder ökonomischen Erholung zu Grunde liegen; der Steigerung der unentwickelten Hilfsquellen, dem Verzicht auf die sie schädigenden Ausgaben. Welche Hilfsquellen bleiben nach der Zerstörung von Menschenmassen, Boden, Kapitalien, Verkehrsmitteln übrig? Es sind die Kinder der Arbeit, es sind die geistigen und technischen Ueberlieferungen und Erfahrungen, die die Organe der Gewalt noch verschont haben.“

Erhebt die Stimme!

Am Abend wölbt sich der blaue Himmel über die Berge unendlich weit,
Und im Tal auf den Wiesen schließen die Blumen die Kelche und schlummern ein;
Mir aber deutet es, das dunkle Menschenleid
Könnte in dieser friedlichen Stunde in funkendes Glüd verwandelt sein.

Ihr in den Hüften alle, die ihr voll Kummer und Herzeleid seid,
Ihr in Fabriken, Männer und Frauen, die ihr auf krummen Rücken Arbeit und Sorge tragt,
Ihr Duldenden alle, die ihr in angstvollen Nächten nach Erlösung und Frieden schreit,
Ihr Mädchen alle, die ihr mit blutendem Herzen nach eurer Zukunft fragt,

Ihr Frauen, die ihr den Mann verlorst und die Kinder mit Mähe ernährst,
Ihr Frauen, die ihr die Söhne in Schlachten und Todesnot wist,
Ihr Frauen, die ihr die Kinder der Zukunft gebärt,
Der Zukunft, die in der blutigen Gegenwart unerschütterlich tief verwurzelt ist,

Ihr alle, die ihr den Schrei nach Frieden auf lechzenden Lippen tragt,
Ihr alle, die ihr tief über die Erde, über ein Grab gebeugt, Menschenjehidjal erkanntet und zu dem fernsten Nächsten noch Bruder jagt,
Ihr alle, die ihr das Göttliche im Menschen unverzagt bezeugt:

Wisset: Jeder Mann, der in dieser Stunde fällt,
Jeder Jüngling, dessen jubelnde Kraft an einem Stück Eisen zerhschellt,
Jede Frau, die ihren Sohn, ihren Gatten nie mehr in Armen hält,
Jedes Kind, das Waise wird: ist ein Richter der feindlichen Welt.

Darum: Erhebt den Schrei, den ihr hinter leidverzerrten Lippen tragt!
Erhebt das Herz, das zu dem fernsten Nächsten noch Bruder jagt!
Erhebt die gewaltige Stimme, die die schreckliche Schlacht überschreit:
Frieden! Freiheit!!!

Hans Gatzmann.

Die Erhaltung und Entwicklung dieser letzten Aktiven muß erstrebt werden. Einmal dadurch, daß die Kaufkraft der großen Massen nicht beeinträchtigt wird durch eine Schmälerung des Realeinkommens durch große spekulative Monopolgewinne, und zum anderen durch intensivste Schonung der Arbeitskraft und die Bekämpfung der sie schwächenden Einflüsse. Für eine internationale Gemeinschaftsarbeit zum Schutze der Kaufkraft der großen Massen und der damit gegebenen Produktionsförderung auf allen Gebieten eröffnet sich ein unabsehbares Betätigungsfeld. Von der Forderung des Internationalen Gewerkschaftsbundes kommen hier die die Freizügigkeit und das Koalitionsrecht betreffenden in Betracht.

Und weiter sagt Bauer:

„Die zweite Aufgabe bildet die planmäßige Fortbildung des Arbeiterschutzes, die Verhütung der sinnlosen Ausnützung der Arbeitskraft. Man hat vor dem Kriege in gewissen Kreisen gefabelt, Arbeiterschutzes und Arbeiterversicherung erzögen „ein Heer von Nennmen, die nur an die Renten denken“. Mit dieser zynischen Denkhungsweise hat der Krieg nur allzu grausam aufgeräumt.“

„Ja, wir dürfen sagen, daß nach dem Kriege die Sicherung der Gesundheit der arbeitenden Massen in größerem und rascherem Tempo sich wird vollziehen müssen als vorher, weil Europa nicht vollständig ins Hintertreffen geraten. Man wird den Kinderschutzes nach den Beschlüssen von Basel international auf das Niveau der Schweiz bringen können und in gefährlichen Betrieben, namentlich im Bergbau, unterlagen, auf ein höheres Zulassungsalter... dringen dürfen. Man wird ein höheres Maß von Fortbildungsgelegenheit der jugendlichen Arbeiter nach dem Hinscheiden so vieler geschulter Arbeitskräfte erheischen; man wird unterfragen müssen, in welchen Industrien die Einführung der Schichtarbeit für Frauen sich als notwendig erweist. Man wird den Frühjahrsabschluss und das Verbot der Sonntagsarbeit international einführen und eine Einigung über die Zahl der Feiertage im Jahre zu erzielen suchen. Die Regelung der Arbeitszeit in ununterbrochenen Betrieben, der Unfallverhütungsmahregeln in Bergwerken, Tunneln und Steinbrüchen, der während des Krieges höchst vernachlässigten Vergiftungsgefahren in gefährlichen Betrieben wird sich aufdrängen. Das Mindestlohnprinzip wird durch internationale Verträge, durch Gesetz und Tarifverträge seinen Lauf vollenden. Es werden Mittel gefunden werden müssen, um auch für den Kriegsfall die Ansprüche fremder Arbeiter auf Unfallrenten, die sie im Frieden erworben haben, sicherzustellen. Daneben wird eine Reihe von

nationalen Maßnahmen, die Einrichtung von Zentralstellen der Arbeitsnachweise und des Einigungswesens, der Ausbau der Arbeitslosenversicherung einhergehen. Der internationale Arbeiterschutzes wird selbst in der erbiterten Stimmung nach dem Weltkriege als Mittel gelten können, im neubeginnenden internationalen Wettbewerb die Gewährung von industriellen Vorzugsprämien für eine der beiden feindlichen Gruppen zu verhüten.“

Es sind nur einzelne Stellen, die wir aus dem reichen Inhalt des nur 28 Seiten zählenden Büchleins wiedergeben können, aber sie zeigen, von welchem Geiste die Ausführungen getragen sind. Geht Bauer auch nicht überall in seinen Forderungen so weit, wie der Internationale Gewerkschaftsbund, so sind sie ein gutes Omen für die Stockholmer Tagung.

Möge sie die Hoffnung erfüllen, die wir auf sie setzen!

Soziale Frauenschulen.

Von Anna Bloss.

Schon vor dem Kriege bestanden soziale Frauenschulen, die die Ausbildung von Frauen in den Wohlfahrts-Einrichtungen aller Art übernahmen. Jetzt während des Krieges, wo die Notwendigkeit sozialer Fürsorge in immer höherem Maße hervortritt, vermehren sie sich auffallend rasch. Sie werden zunächst nicht von Staat und Gemeinden gegründet, sondern es sind vorzugsweise private Anstalten, die heute schon vielerorts bestehen oder gegründet werden sollen. Die wachsende Erkenntnis, daß die wirtschaftliche und soziale Entwicklung auch wachsende Pflichten gegen die breiten Massen auferlegt, auf deren Hände Arbeit das wirtschaftliche Gedeihen im wesentlichen beruht, veranlaßt behördliche und private Organisationen zu gesteigerter Bekämpfung gesundheitlicher, sozialer und sittlich-geistiger Schäden bei den besonders gefährdeten Volksklassen. Eine Vorbedingung für den Besuch der sozialen Frauenschulen ist heute vielfach die Reifeprüfung einer höheren Mädchenschule. Hier liegt entschieden eine große Gefahr. Ein Mädchen kann vorzügliche Schulzeugnisse haben, kann viel geleistet haben in Unterrichtsfächern wie Mathematik und Fremdsprachen. Sie eignet sich deshalb noch längst nicht für Erziehungs- und Fürsorgetätigkeit, während umgekehrt viele Arbeiterinnen sich dazu vorzüglich eignen würden. Sie müssen hierzu herangezogen werden und werden eine ganze Reihe der in der sozialen Hilfstätigkeit zu leistenden Aufgaben erfüllen können. Sie kennen aus eigener praktischer Erfahrung die Leiden der Arbeiterinnen, die in Rauch und Lärm häufig mehr als zehn Stunden schwere körperliche Arbeit leisten. Sie arbeiten in Tag- und Nachtschichten in den Munitionsfabriken, an schweren Maschinen, in Gluthitze und verdorbener Luft. Sie sind in den Bergwerken tätig, sogar unter Tag. Man findet sie in den Hochöfen, Walzwerken, beim Kesselreinigen, auf Bauten und Ziegeleien. Sie tragen Kohlen und übernehmen die unendlich schweren Dienste auf Elektrischen und Eisenbahnen. Der Durchschnittsverdienst selbst schwer arbeitender Frauen ist nur gering. Wochenlöhne von 12 bis 17 M. sind nicht selten. Verhältnismäßig hohe Löhne sind dagegen Ausnahme, und sie werden nur erreicht durch besondere Geschicklichkeit, großen Kraftaufwand und endlos lange Arbeitszeit. Hier soll neuerdings die Fabrikpflegerin wirken, sie soll für zweckmäßige Arbeitseinteilung sorgen, für möglichen Gesundheitsschutz, für genügende Ernährung der arbeitenden Frauen und für geeignete Unterbringung der Kinder. Wie weit das Reifebegrüßte der höheren Mädchenschule und die kurze Ausbildungszeit sie für den Posten der Fabrikpflegerin geeignet machen, der sehr viel Taft, aber viel Kenntnisse der Lage der Arbeiterinnen erfordert, wer entscheidet darüber? Vier bis sechs Wochen sind dafür vorgesehen. Im allgemeinen dauern die Ausbildungskurse auf den sozialen Frauenschulen längere Zeit. Sie sind teils theoretisch, teils praktisch. Ausgebildet werden Wohnungspflegerinnen, Säuglings- und Kinderpflegerinnen, Leiterinnen von Entbindungsheimen, Krippen, Horten u. a.

Bei Ausbruch des Krieges arbeiteten etwa 12 000 Frauen in den verschiedenen Zweigen der Gemeindeverwaltung. In 79 Städten sahen Frauen in 120 Kommissionen. Da Deutschland 1300 Städte mit über 5000 Einwohnern hat, liegen folglich 1221 Städte ohne Frauen in ihrer Verwaltung mitarbeiten. Nur in 30 von 48 Großstädten waren Frauen in der Gemeinde tätig, und zwar gehörten sie meist nur einer Kommission an. Der Krieg ergibt nach einem Vergleich des aus den Großstädten neu gewonnenen Materials bei der Zentralstelle für Gemeindeväter der Frauen in Frankfurt a. M. „ein überraschend schnelles zahlenmäßiges Anwachsen der weiblichen Hilfskräfte, ferner die Eröffnung einiger neuer Arbeitsgebiete und schließlich eine Vertiefung des Arbeitsinhalts durch starke Zunahme der mit organisatorischen Aufgaben verbundenen Ämter“. So bricht sich während des Krieges die Erkenntnis Bahn, daß die wirtschaftlichen Leistungen, der Bildungsgrad, die sittlichen Eigenschaften der Frau nicht nur über das Glück der Familien entscheiden, sondern auch für das Wohl der Gemeinden von höchster Bedeutung sind. Ein Zurückstauen des Bestrebens der Frauen, zur Mitarbeit in den Gemeinden herangezogen zu werden, ist nach dem Kriege nicht zu erwarten. Sie haben durch die großen Opfer, die sie gebracht haben, das Recht, mit ausbauen zu helfen, was der Krieg an Kulturwerten zerstört hat. Tief bedauerlich aber wäre es, wenn dies Recht nur den Frauen zuteil würde, die die sozialen Frauenschulen absolviert haben. Fast alle Arbeiterinnenvertreterinnen würden dann von der Mitarbeit in der Gemeinde ausgeschlossen. Da die Einrich-

Jungen ihnen selbst und ihren Kindern in den allermeisten Fällen gelten, wäre dies im allerhöchsten Grade bedauerlich. Es muß darauf hingewiesen werden, daß Vertreter der Arbeiterkassen in allen Kommissionen des Parlaments und der bürgerlichen Kollegien mitarbeiten, erfolgreich mitarbeiten auf Grund ihrer praktischen Erfahrung, meist ohne vorausgegangene akademische oder soziale Ausbildung. Warum will man die gleichen Fähigkeiten nicht auch den arbeitenden Frauen zuerkennen? Unsere schon oft aufgestellte Forderung der Einheitschule auch für Mädchen könnte hier bahnbrechend wirken. Sie allein gibt ja die Möglichkeit, die Berufsausbildung nach Fähigkeit und Neigung zu betreiben. Die Mitarbeit in der Gemeinde darf nicht für die bürgerlichen Frauen reserviert bleiben, denen es nur zu häufig an dem richtigen Verständnis für die Verhältnisse der minderbemittelten Klassen fehlt. Sie sind es auch, die das Ueberhandnehmen der ehrenamtlichen Tätigkeit der Frauen verhindern. Eine Arbeiterfrau ist nicht in der Lage, sich eine Stellvertretung im Haushalt zu halten. Sie ist sehr häufig auf das Mitverdienende angewiesen. Eine ehrenamtliche Tätigkeit ist für sie ausgeschlossen. Jeder, und der höchste Staatsbeamte, läßt sich für seine Leistungen bezahlen. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, warum nicht auch Frauenarbeit, nicht nur die in Fabrik und Handwerk, sondern auch die Tätigkeit in der Gemeinde? Verbindung dafür ist, daß alle Fürsorgearbeit aufhört, Privileg privater Vereine oder sozialer Schulen zu sein, sondern daß sie von Staat und Gemeinde in die Hand genommen wird, und daß sie jeder Frau zugänglich ist, die sich dafür eignet. Sind dafür wirklich soziale Schulen notwendig, so sollten sie ebenfalls diesen Bedingungen unterworfen sein. Nur unter dem Gesichtspunkt, daß auch die arbeitenden Klassen den ihnen zukommenden Einfluß darauf ausüben können, würden sie für die Vermehrung der sozialen Frauenschulen eintreten können.

Stockholm, die Kongressstadt.

Stockholm, Ende Mai 1917.

Auf dem Platz vor dem Nationalmuseum in Stockholm steht eine Bronzegruppe, ein Werk Molins aus dem Jahre 1869, in Nürnberg gegossen. Es stellt zwei Männer dar, die durch einen Gürtel Brust an Brust zusammengeschlossen, mit kurzen Messern gegeneinander kämpfen. Es sind die „Gürtelkämpfer“, nordische Reden, die ihre Fehde auf Leben und Tod bis zur Vernichtung des einen oder des andern ausgefochten entschlossen sind. Heute sind solche „Gürtelkämpfer“ die Kriegführenden Staaten, die im verzweifelten Ringen das strömende Blut ihrer Völker bis zum letzten Tropfen versprechen und keine Hand ist da, die die Gürtel löst.

Eine Hoffnung schwellt die niedergedrückten Herzen — vielleicht ist es der Internationalen vergönnt, die in mühseliger Vorarbeit den Boden für diese Verständigung schaffen will, der Welt den Frieden zu bringen?

So richten sich die Blicke der ganzen gequälten, freuztragenden Menschheit auf Stockholm, und diese solange abwärts von den großen Entscheidungen der Geschichte lebende Stadt wird durch diese Konferenz zum Mittelpunkt des Weltgeschehens. Mit ihren stolzen Erinnerungen ist sie der würdige Rahmen für das, was sich in diesen Wochen in ihr vollzieht.

Es ist eine glänzende, eine stolze und pathetische Stadt — selber etwas wie der versteinerte Traum einer Weltmacht, die diese Ostseeabzweige werden wollte, als ihre Herrin im 17. Jahrhundert die eisene Hand auf die Ostseeländer des Kontinents legte.

Herrlich liegt die Stadt da. Meer, See und Inselwärme, Kellenebene und sanfte Erhebungen des Urgefleins schaffen ihr Rahmen und Boden. Dort, wo der gewaltige Mälarsee in den Fjord übergeht, in den langen, schmalen und vielarmigen Ostseegolf, erhebt sich die jahrhundert alte Stadt, die jetzt etwa 400 000 Einwohner zählt. Lebhaft und reich ist das Leben hier, gewaltige Profite schafft ja die Rolle der Kriegführenden dem neutralen Kapital, den Händlern und Unternehmern aller Art. Das Volk freilich leidet schwer unter den ins Bahnhofsgebiet getriebenen Preisen, und selbst eine nicht geringe Arbeitslosigkeit, trotz der Robilmachung der Landverteidigung, macht den Gewerkschaften und Behörden schwere Sorgen. Zwar ist noch alles zu haben, und nur das Brot ist auch in Standinavien schon rationiert. Dabei ist aber die schwedische Tagesbrotmarke nur von Briefmarkengröße, ihre Abschneide sind also winzige Papierscheiben, während in Dänemark, wo es sehr viel mehr Brot gibt, die Brotmarke viel behäbiger ausfällt.

Revolution im Brotkorb.

Revolution im Brotkorb.

Eine tragikomische Geschichte von Th. Thomas.

„Mutter, das Brot ist alle, was sollen wir denn zum Frühstück mitnehmen?“

„Schon wieder alle? Jetzt hab' ich's aber die. Von nächster Woche an bekommt jeder seinen Teil, dann seht zu, wie ihr fertig werdet.“

„Au, das wird sein.“ sagte meine Zivete; „paßt mal auf, da wird gespart. Papa, du laßtst dann von mir abbekommen.“

„Schön,“ sagte ich, „leg's man immer auf meinen Schreibtisch.“ Zivete wartete alle auf den nächsten Brotmarkenschein; der Samstag wollte gar nicht herankommen. Immer gelochte Kartoffeln zum Frühstück einstecken, ist auch nichts.

Der gelbgelbstrichene Brotkasten grinst fünf Brothungstige mit seinem „Unser täglich Brot gib uns heute“ nur höhnisch an. Da hat man auch noch nicht an die Brotmarken gedacht, sonst hätte man diese Bitte entsprechend erweitert. Aus dem Donnerstag wurde Freitag und aus diesem schließlich Samstag.

„Heute besorgt sich jeder seinen Kasten, wo er das Brot hineinsteckt,“ sagte am Samstagmorgen meine Frau.

Run ging es aber los. Die Biergehnährige stürzte in mein Zimmer, um sich ihren Brotkorb zu suchen. Triumphierend kam sie mit dem leeren Verbielfältigungsapparat zurück. Es zeigte sich, daß er trotz der kleinen Kriegsbrote doch noch zu stark war; er flog wieder in die Ecke. Ein Kartoffelkasten, in dem sämtliche Lebensmittelstücken seit 1848 rubriziert sind, wurde von ihr herbeigesucht und mit Papier ausgelegt.

„Du bist immer gleich so frech,“ sagte unsere Zweitälteste. Das sollte auf Deutsch heißen: „Du bist wieder am raschesten bei der Hand gewesen.“ Auch sie ging nun auf Erkundungsdreien. Wein Mafierkasten fiel ihr zuerst in die Augen — er war zu klein. Mutters Kästchen kam ebenfalls nicht in Frage. Aber ein Koron für Briefumschläge war gut geschaffen dafür. Die Kuberts wurden in das Büchergefell geworfen, der zweite Brotkorb war fertig. Unsere größte Tochter ist etwas weniger impulsiv. Sie drehte sich ein paarmal auf den Absätzen herum, dann sagte sie: „Ich schleiche mein Brot in mein Nachtschränken, sonst wird's mir doch bloß gestriipt.“

„Pfui Teufel, wo doch das Henkelbüchsen steht,“ meinte die Kleinste.

„Na, das kann man ja auf den Boden tragen,“ sagte Toni. Damit war die dritte Unterküftstelle gefunden.

Stockholms Mittelpunkt ist die Nydö, die mächtige Brücke, die in sieben Bögen über eine Insel hinweg dort hinüber springt, wo das Süppchen des Mälarsees sich mit dem Salzwasser der Ostsee mischt. Die Insel selbst trägt das Reichstagsgebäude und das Königsschloß, beides eindrucksvolle Schauplätze der Renaissancearchitektur. Ihnen gegenüber liegt die Oper und der Riesenbau eines gewaltigen Fremdenhafens, des Grand Hotels Kanal; eine ungeheure Karawanserei mit dem schönsten Café vielleicht der Welt, in einem prächtigen Wintergarten. Steht man auf dieser Brücke, so hat das Auge einen entzückenden Blick. Die belebte riesige Wasserfläche mit ihrem ständigen Verkehr, die zahlreichen Boote mit den vielen Schiffen, Personen- und Frachtdampfern, die zwischen der Hauptstadt und den Orten am Fjord und an der Küste verkehren, die hohen öffentlichen Gebäude des Nationalmuseums und der Theater, die mächtigen Privatbauten, in deren Architektur ein haß amerikanischer Zug liegt. Es sind zwar nicht Wolkenkratzer, aber Ansätze dazu, die die Hauptstraße betonen oder ihren Abschluß für das Auge bilden. Ein nimmermüder Verkehr rollt durch die Straßen der Stadt. Dem Fremden, der aus dem Berlin der Kriegsjahre kommt, fällt vor allem der Ueberfluß an Automobilen auf, die das Straßenbild beherrschen. Glänzende Geschäftstraßen durchqueren diesen Teil der Stadt mit ihren reichen Auslagen, in denen noch immer die Schätze der ganzen Welt feilgehalten werden. Dazu kommt eine Anzahl geschmackvoller öffentlicher Plätze und Gartenanlagen, die mit ihren Stadtbildern die große Geschichte Schwedens vor Augen führen. Gustav Adolf, dessen Rangiers Örensjerna das unvergessliche Wort von der geringen Weisheit ausspricht, mit der die Welt regiert wird, und Karl der Zwölfte, dessen Welteroberungspläne in der Ukraine scheiterten. Der schönste öffentliche Garten liegt etwas entfernt, der Djurgard (Tiergarten), der durch die natürliche Bodengestaltung, seine Höhen und Wasserläufe dem Berliner Tiergarten und sonstigen Parkanlagen des Kontinents weit überlegen ist.

Das Kongressleben selber spielt sich nicht allzweit von dem Mittelpunkt der Stadt, in der Gegend des Hauptbahnhofs ab. Dieser liegt in der Basastraße und ihm gegenüber das Hotel Continental, das das Hauptquartier der holländischen Delegation ist. Hier werden auch die meisten ausländischen Delegierten untergebracht. In dem Café und in den Frühstücksräumen dieses Hotels vollzieht sich der so wichtige nichtöffentliche Teil der Verhandlungen. Die Beratungen selbst finden im Stockholmer Volkshaus statt. Es liegt nicht in Södermalm, dem eigentlichen Arbeiterviertel im Süden der Stadt, sondern nördlich, nur 10 Minuten vom Bahnhof entfernt, in einer Querstraße, der Varnhögatan. In dieser Straße befindet sich auch die Bibliothek des schwedischen Nobel-Instituts, das als Vermächtnis des Dynamit-Erfinders Alfred Nobel den Schatz von 31½ Millionen Kronen verwalte, aus dessen Rinsen jährlich fünf Preise verteilt werden für die wichtigsten Erfindungen in der Chemie, Physik und Medizin, für das bedeutendste Werk der Literatur und für die Förderung der Friedensarbeit in der Welt, des internationalen Schiedsgerichtswesens. Ramentlich dieser letzte Preis wird seit mehreren Jahren rückständig geblieben sein. Und gar nicht weit davon befindet sich auch die königliche Bibliothek mit ihrem herrlichen Schatz, dem Codex aureus, der lateinischen Uebersetzung der vier Evangelien in goldener Schrift auf rot und weissem Pergament aus dem vierten Jahrhundert. Nichts wäre schöner, als wenn diesem Codex ein neuer beigefügt werden könnte: das goldene Friedensdokument von Stockholm.

Künstliche Lebewesen.

Von Dr. D. Damm.

Das 19. Jahrhundert ist häufig das Jahrhundert der Naturwissenschaften genannt worden. Nicht mit Unrecht, wenn man sich der ungeheuren Fortschritte erinnert, die es auf physikalischem und chemischem Gebiete gebracht hat: die Anwendung der Elektrizität in ihren verschiedenen Formen, die Eisenindustrie mit ihren gewaltigen Brücken- und Schiffbauten, die Entdeckung der Röntgenstrahlen und der Radioaktivität, das Auffinden einer großen Anzahl neuer chemischer Elemente, die chemische Industrie, insbesondere die Industrie der Farben, der Sprengstoffe und der Heilmittel usw. Auch nicht mit Unrecht, wenn man sich die Fortschritte auf dem Gebiete der biologischen Naturwissenschaften ins Gedächtnis ruft: die Entdeckung der pflanzlichen und tierischen Zelle, die Betrachtung der zahlreichen Gewebeformen, aus denen der Pflanz- und Tierkörper besteht, die Erforschung des Lebens der Zelle, die Entstehung der Arten im Pflanzen- und Tierreich usw.

Das 20. Jahrhundert wandelt in jeder Beziehung in den Schritten seines Vorgängers. Dafür liefert der gegenwärtige Weltkrieg mit der Anwendung naturwissenschaftlicher Forschungen im guten und

bösen Sinne immer neue Beispiele. Nichts scheint den Naturwissenschaftlern unmöglich zu sein. Die Forderung ist darum in der neuesten Zeit auch vor dem schwierigsten Probleme, das es auf naturwissenschaftlichem Gebiete gibt: dem Probleme der Herstellung künstlicher Lebewesen nicht zurückgeblieben. Hierbei verdanken wir dem Professor Etienne Leduc von der medizinischen Hochschule zu Nantes eingehende Untersuchungen. (Das Leben, Bd. I: Das Leben in seinem physikalisch-chemischen Zusammenhange, Bd. II: Die synthetische Biologie. Uebersetzt von Albert G r a d e n w i j, Galle a. S., Ludwig Hoffmeyer.)

Leduc ging bei seinen Studien von Versuchen des Berliner Chemikers und Tierphysiologen Moriz Traube aus, die bereits 50 Jahre zurückliegen. Traube brachte Tropfen dickflüssigen Leims in Lösungen von Gerbsäure. Wenn man so verfährt, so umgibt sich der Tropfen mit einer dünnen Haut gerbsäurem Leims, und indem er Wasser von außen anzieht, wird die Haut allmählich gedehnt. Auf diese Weise entsteht eine sogenannte künstliche Zelle, die schnell an Größe zunimmt und nach einiger Zeit mehrere Zentimeter Länge erreichen kann. Das Gebilde wurde dem Entdecker zu Ehren Traube'sche Zelle genannt.

Leduc hat nun die Traube'schen Versuche in der mannigfaltigsten Weise abgeändert. Dadurch erhielt er Gebilde von außerordentlichem Formenreichtum. Charakteristisch für die Formen ist, daß sie sich mehr oder weniger eng an die natürlichen Formen gewisser Pflanzen und Tiere anlehnen. Die Versuche lassen sich leicht wiederholen.

Man nimmt z. B. ein kleines Korn, das aus 1 Teil Zucker und 2 Teilen Kupfervitriol besteht und legt es in Wasser, dem man eine bestimmte Menge Gelatine, gelbes Blutlaugensalz und Kochsalz zugesetzt hat. Führt man den Versuch in einem tiefen Gefäß aus, sozu sich besonders ein weites Probierglas eignet, so erhält man ein Gebilde, das wie eine Pflanze mit Wurzel, Stengel und Blättern aussieht. Je nach der Temperatur der Lösung vollzieht sich der Vorgang verschieden schnell. Bei niedriger Temperatur kann er mehrere Tage in Anspruch nehmen; bei höherer Temperatur kann er sich bereits in einigen Stunden oder in Bruchteilen einer Stunde vollziehen.

In nahezu 200 Abbildungen seines Werkes gibt Leduc die verschiedenen Gebilde wieder, die er auf diese und ähnliche Weise erhalten hat. Die Formen sind oftmals gewissen Pflanzen und Tieren so täuschend ähnlich, daß man sich zunächst überhaupt nicht des Einbruchs erwehren kann, als handele es sich um wirkliche Organismen. Manche erinnern an gewisse Futpilze, andere an Flechten, wieder andere an Farn und Moos, noch andere an Muscheln, Schnecken usw. Kurz: es zeigt sich eine äußerst große Mannigfaltigkeit der Formen.

Aus seinen Versuchen folgert nun Leduc nicht mehr und nicht weniger, als daß die erhaltenen Gebilde in der Tat lebende Organismen seien, und er glaubt, damit einen neuen Zweig der Naturwissenschaften begründet zu haben, den er synthetische Biologie nennt. Damit wäre also das Problem der Herstellung künstlicher Organismen gelöst.

Um die Leduc'sche Annahme auf ihre Berechtigung zu prüfen, erscheint es unbedingt nötig, sich einmal ganz allgemein mit dem Begriffe Leben zu beschäftigen.

Was Leben ist, glauben die meisten Menschen zu wissen, und doch vermag im Grunde genommen niemand eine einwandfreie Erklärung des Begriffes Leben zu geben. Ja, es fehlt nicht an Forschern, die den Standpunkt vertreten, daß es sehr zweifelhaft wäre, ob der Mensch jemals imstande sein würde, das Wesen des Lebens völlig zu erkennen. Bei einer solchen Sachlage tut man gut, von dem fruchtlosen Versuch einer Definition des Lebens vollständig abzusehen und sich in aller Bescheidenheit damit zu begnügen, das Leben nach seinen verschiedenen Merkmalen oder Kennzeichen zu beschreiben.

Die Frage nach den Kennzeichen des Lebens wird am besten in der Weise in Angriff genommen, daß man die Unterschiede zwischen lebenden und toten Naturkörpern feststellt. Das ist gar nicht so leicht, wie es auf den ersten Augenblick scheint. Die Schwierigkeit zeigt sich sofort, sobald man den unteren Grenzen des Tier- und Pflanzenreichs näher kommt. Da erscheint manches als leblos, was sich bei genauerer Betrachtung als mikroskopisch kleines Tier oder als mikroskopisch kleine Pflanze entpuppt, und umgekehrt gehört mancher vermeintliche lebende Organismus in das Reich des Verlorenen.

„Und wo willst du deines hinlegen?“ fragte mich meine Frau.

„Ich nehme meine Brote mit ins Bureau. Zu Hause ist es mir zu unsicher,“ erwiderte ich.

„Und morgens und abends da quafte zu, wenn wir essen, gelte?“

„Keine Sorge, ich bringe mir meinen Teil schon mit.“

„Das gibst nicht! Aus dem Hause wird kein Brot getragen.“

„Na, denn laß mich machen, ich werde schon einen Platz finden.“

Mittags ging Mutter zur Brotkommission; mit 26 Streifen kam sie wieder zurück. Betty mußte lospilgern und für die erste Woche die Brote holen. Wie ein geöller Witz war sie fort und wieder da. Jeder bekam sein Brot. Ich legte das meine ins Bücherregal hinter einen Stoß „Sozialistische Monatshefte“, der Dinge harrend, die nun kommen müßten.

Keiner schnitt zunächst die löstliche Gabe an. Mit wahrer Wier achteten die Kinder auf jede Bewegung des anderen.

„Wißt du kein Brot essen,“ fragte Helene ihre Schwester.

„Ne. Bist du? Denkst, ich will zuerst damit alle sein? Da biste aber schief gewickelt.“

Das Brot wurde vorerst nicht angerührt. Als ich zur Arbeit mußte, steckte ich heimlich ein Stück zu mir, nachdem ich mittels der Briefwaage ausgerechnet hatte, daß ich 68 Gramm pro Mahlzeit verzeihen dürfte.

Samstag abend!

„Was gibst's heute zu essen, Mutter?“

„Wurst, Brot und Tee.“

„Das ist nicht recht,“ sagte die Große; „sonst hat's Bratfartoffeln gegeben. Jetzt meinst, wir sollen unser Brot dazu essen.“

„Du Kobnase wirst doch mir nicht vorschreiben, was es zu essen gibt? Zweimal in der Woche gibst's fast, das weckte.“

„Ja, aber heut' ist erst Samstag, da darf's nächste Woche nur noch einmal kalte Küche geben.“

„Das wirfte nachher schon sehen, du Gans, was ich mache.“

Wir anderen konnten nicht umhin, Toni recht zu geben; dieser hinterlistige Angriff auf unser Brot war zu dumm. Mit den zwei kalten Abendbroten hatte übrigens auch ich nicht gerednet. Ich mußte nochmals eine Statistik aufstellen, wonach die Menge auf 62 Gramm sank. Die gegenseitigen Beziehungen wurden dadurch nicht besser. Mit meiner Nation trat ich zum Nachlassen an. Jedes der anderen hatte einen weit größeren Teil seines Brotes vor sich.

Als mich die Korona mit meinem dünnen Stück antreten sah, erregte das allgemeine Heiterkeit.

„Vater will Vater'n Konkurrenz machen!“

„Mehr dürft ihr nicht essen, wenn es bis Samstag reichen soll,“ sagte ich; „ich habe es genau ausgerechnet.“

Die Kleinen umdüsterten sich.

„Wie?“ fragte mich die Tofelrunde.

„Ganz einfach. Täglich dreimal Brot und zweimal zu Nacht gibt 24 Mahlzeiten, geteilt durch 1000, bleibt so ein Stück.“ Doch in die Luft hielt ich meine dünne Scheibe.

„Du mit deiner ewigen Rechnererei,“ sagte meine Frau unsicher, „verdirbst einem den Appetit.“

Das Abendbrot verlief unter der Wucht meines zahlenmäßigen Nachweises sehr gedrückt. Immerhin hatte trotzdem jedes der Mädels den verhassten Teil konsumiert.

Sonntag früh!

Jeder weiß, wie es geht. Du hast Zeit, du hast Ruhe und Hunger. Jeder brachte seinen ganzen Laib mit an den Tisch. Beschämt schlich ich mich mit meiner statischen Menge heran und legte sie direkt neben die Kaffeetasse. Mitleidig betrachteten mich die Klauen. Die Mutter konnte sich nicht enthalten, zu bemerken: „Jetzt kannst du auf einmal einteilen, wo's von dem deinen geht.“

„Liebes Kind, ich hab' doch nie zubiet gegessen.“

„Über Vater,“ sagte Toni, „du hast doch immer die größten Brote bekommen.“

Sonntag nachmittags hat man Zeit, hat Ruhe, hat Hunger.

Mit Argusaugen verfolgten sich gegenseitig die Esser, fraglos, wenn des anderen Brot die Beine mehr anzog, als das eigene.

„Du bist schon beim V,“ sagte Leni zur Schwester, „ich bin erst beim Punkt am V.“

„Quatsch! Keine Buchstaben sitzen viel mehr am Ende.“

Toni konnte nicht mitreden; sie hatte das Brot auf der K-Seite torpediert und schied in diesem Wettkampf aus.

Am Montag in der Früh!

Ich stehe gerade mit einem Wein in der Hofe, da gibst's draußen in der Küche einen Wortschach.

„Du bist an meinem Brot gewesen!“

„Du freches Ding, 's is gar nicht wahr!“

„Jawohl! Denn bist du's gewesen!“

„So siehste aus. Ich kann meins kaum essen.“

„So geh's hin und her.“

„Mädels, seid nun ruhig!“ rufe ich dazwischen.

Wie ein Kubel Wölfe stürzten sie in mein Zimmer.

„Mein Brot ist ein ganzes Stück aufgeessen worden; ich hatte es gestern liegen lassen.“

„Warum läßt du's liegen?“ fragte ich.

„Man wird doch zu Hause noch was liegen lassen dürfen?“

„Brot nicht, liebes Kind, höchstens Geld oder so was. Brot nicht.“

„Gib mein Brot raus, du.“

„Ich hab dein Brot nicht!“

Zunächst ist das Leben immer an einen ganz bestimmten, eigenförmlich zusammengesetzten Stoff gebunden, den die Biologen Protoplasmata nennen. Es besteht immer in erster Linie aus Eiweißstoffen. Wo wir Leben suchen, müssen also eiweißhaltige Verbindungen vorhanden sein. Mit Recht nennt man die Eiweißstoffe Proteine, d. h. Stoffe, denen der Vorrang zukommt. Somit unterscheiden sich die Lebewesen und die anorganischen Naturkörper zunächst durch ihre chemische Zusammensetzung.

Das Leben des Protoplasmas äußert sich in ganz bestimmten Tätigkeiten. In den Unterschieden des Seins treten also Unterschiede der Leistung. Die Tätigkeiten sind äußerst mannigfaltig. Das Protoplasma nimmt fremde Stoffe auf und verarbeitet sie zu neuer organischer Substanz. Gleichzeitig findet ein Zerfall des Protoplasmas und seiner Produkte statt. Dadurch werden die Kräfte frei, die in den Lebensäußerungen der Organismen in die Erscheinung treten. Ein solcher Stoff und Energieumsatz fehlt dem toten und dem leblosen Körper. Wenn der Zerfall der Stoffe den Verbrauch überwiegt, so vermehrt sich die organisierte Substanz, und es tritt das ein, was wir Wachstum nennen. Trennt sich nunmehr ein Teil des zugewachsenen Stoffes vom alten Stoffe ab, so entsteht ein neues Lebewesen, ein Nachkomme: der Beweis für die Fähigkeit der Organismen, sich zu vermehren. Die Vermehrung ist das höchste Kriterium des Lebens. Als letztes wichtiges Kennzeichen des Lebens verdient die Erregbarkeit oder Reizbarkeit des Protoplasmas, die sich häufig sehr auffällig in selbsttätiger Bewegung äußert, besondere Erwähnung.

Alle Faktoren, die diese verschiedenen Tätigkeiten bedingen, sind im Protoplasma selber enthalten. Das Protoplasma gilt darum allgemein als der Träger des Lebens. Hieraus folgt für den Naturforscher, der künstliche Lebewesen erzeugen will, zweierlei: 1. er muß das Gemisch von Eiweißstoffen herstellen, aus denen das Protoplasma besteht; 2. er muß den künstlichen Plasmastoff, der doch zunächst tot ist, auf irgendeine Weise befähigen, die verschiedenen, eben beschriebenen Tätigkeiten auszuüben.

Lebend hat weder das eine, noch das andere getan. Die Stoffe, aus denen seine Gebilde bestehen, sind von Eiweißkörpern himmelsweit entfernt, und von Neuprodukten des Lebens, d. h. von selbsttätigen Leistungen, kann bei ihnen absolut keine Rede sein. Deshalb haben auch die Lebendkörper mit lebenden Organismen nicht das geringste zu tun. Bleibt also nichts weiter übrig als die äußere Ähnlichkeit mit lebenden Pflanzen und Tieren. Bis heute ist die künstliche Herstellung eines besonderen Organismus trotz mehrfacher Versuche noch niemand gelungen.

Tropfen braucht man die Lebendkörper Untersuchungen noch lange nicht in Grund und Boden zu verdammen und als bloße Spielerei anzusehen. Sie gestatten auch eine Schlussfolgerung in positiver Hinsicht. Diese läßt sich so formulieren, daß die Natur unter geeigneten Bedingungen aus organisierter wie nicht organisierter Materie gleiche oder ähnliche Formen zu erzeugen vermag. Der Anteil rein physikalisch-chemischer Kräfte an den Lebenserscheinungen geht also sehr weit, viel weiter jedenfalls, als manche Naturforscher, die für die Welt der Lebewesen ein besonderes Geschehen annehmen, zugestehen wollen.

Ob es überhaupt jemals gelingen wird, künstliche Lebewesen herzustellen? Auch in der Wissenschaft ist das Prophezeien eine mißliche Sache. Einen Anhalt für die Beantwortung der Frage geben aber gewisse theoretische Betrachtungen. Es kann doch kein Zweifel bestehen, daß es eine Periode der Erdgeschichte gegeben haben muß, in der unser Planet ohne jedes Leben war. Folglich müssen zu irgendeiner Zeit Lebewesen aus totem Stoffe hervorgegangen sein. Die Möglichkeit einer Synthese des Lebens läßt sich also nicht von der Hand weisen. Eine Stütze hat die Annahme durch die bahnbrechenden Untersuchungen von Emil Fischer, Albert Kossel u. a. über den Aufbau der Eiweißstoffe gefunden.

Man darf sich daher wohl der Hoffnung hingeben, daß es durch die tiefgehende und weit ausgebreitete chemische und physikalische Forschung auch einmal gelingen wird, Lebewesen künstlich herzustellen. Nur muß man sich vor Phantasereien hüten und darf nicht etwa erwarten, daß der Komunist, der keine Mensch, bald in der Retorte des Chemikers entstehe, wie Goethe das im zweiten Teile seines Faust darstellt. Zwischen Wahrheit und Dichtung klafft hier eine tiefe Kluft.

„Gefressen hast du's, du Esel! Ka warte, dein Brot kann sich gratulieren.“

„Da konntest lange warten, eh' du zu meinem Brot kommst!“

Deusen, Schimpfen. Meine Frau ist außer sich. Dann ist Ruhe; alles geht zur Arbeit. Unter der Tür sagte meine Frau: „Du hast doch dein Frühstück?“

„Ei freilich, nicht zu Inapp.“

Montag und Dienstag ging alles gut.

Mittwoch die verfluchte kalte Küche. Die Wädeln bringen ihr Brot nicht mehr zum Tisch, jede legt verlegen man so 'n Stückchen neben sich; ich mit meinem 62 Gramm brauche mich nicht mehr zu verstecken. Meine Frau beobachtet die Wädeln. An der Größe der Stücke sieht man das Ende mit Schrecken.

Donnerstag früh war die Kleinste fertig mit der Weltgeschichte.

Heulen am Tisch.

„Warum hast du denn nicht besser eingeteilt? Jetzt konntest zugucken.“

Mittags waren auch die beiden anderen brotlos.

„Du schlag eine aber lang hin,“ sagte meine Frau. „So eine verfluchte Gesellschaft! Was soll nun werden?“

„Du mußt uns unsere anderen Bröte geben,“ meinte Toni.

„Daß ihr das Brot auch noch diese Woche verdrückt! Das könnte euch so passen. Gist's nicht! Hier hat noch jedes ein Stück.“

Die Mutter hatte wahrhaftig noch über die Hälfte Brot. Wie die Löwen fielen die drei drüber her.

Abends sagte Helene: „Mutter, weichte was? Das ist nichts mit dem Brot. Nimm du es nur wieder. Wir gehen dir nicht mehr daran. Du kannst doch besser einteilen als wir.“

„Na und du?“ frug mich meine Alte.

Ich protestierte. „Ich stehe mich dabei nicht schlecht,“ sagte ich und holte meinen Vorrat aus dem Vücherschrank. Es waren 261 Gramm, reichte also noch für vier Mahlzeiten, genau bis Samstag morgen.

„Du brauchst auch nicht so schwer zu arbeiten, wie wir,“ sagte Toni geringschuldig. „Du kannst gut lachen. Ja, und in einem Vortrag in der Arbeiterjugend hat es auch der Doktor gesagt: in der Jugend muß man mehr Brot haben, weil man wächst.“

Tagegen ließ sich nicht einwenden. Ich gab Klein bei.

Abends lag meine Statistik über die Lebensmittelpreise wieder im Brotkorb von der Jüngsten, die Briefumschläge wieder in ihrem Korb, das Henkeldöpfchen wieder im Kochschrank.

Holl Ehrfurcht betrachtet jeder jetzt die gelbe Schachtel, wo darauf steht: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Keiner geht an sie heran, Mutter regiert allein, und sie bringt das Kunststück fertig, daß es langt.

Die Glocken von Dünaburg.

Sie haben so süß geklungen
die ganze Nacht hindurch,
so voll von Erinnerungen,
die Glocken von Dünaburg.

Und in den Graben traten
wir alle, Mann für Mann,
und manchem alten Soldaten
in den Bart eine Träne rann.

So klanglos öde und trübe
war sonst die russische Nacht: —
heut haben von Heimat und Liebe
die Glocken uns Grüße gebracht.

Als ob es die Seelen riefte
der Toten durch Nacht und Graus,
so klang's in die dunkle Tiefe
des schweigenden Schlachtfelds hinaus —

Verföhnend ob Blut und Leichen
die ganze Nacht hindurch
klangen die wunderbar weichen
Glocken von Dünaburg.

Ull. Hans Schneider.

Der Aufstieg der Begabten.

Aus Leserkreisen wird uns geschrieben:

Unter diesem Titel hat kürzlich der „Deutsche Ausschuss für Erziehung und Unterricht“ eine Schrift erscheinen lassen, die den Zweck verfolgt, zu einer besonderen Fürsorge für die Begabten aufzurufen. Gemeint sind die Ueberbegabten, die sogenannten Talente und Genies, nicht die normal Begabten und Unterbegabten. Der Aufstieg ist den ersteren zugebacht, das Verbleiben auf der niederen Stufe den letzteren. In einem Schlüsselwort wird „eine große Nationalstiftung zur Förderung der Begabten“ angeregt. Eine Milliardenstiftung wird es bei den heutigen Verhältnissen ja sein müssen.

Die glücklichen Begabten! Erst versteht ihnen Mutter Natur die besseren Kerden, und alsbald heilen sich die Menschen, ihnen alles übrige dazu auf den Tisch zu legen: die höhere Bildung, einträglichere Stellung, Liebe, Ehre, Ansehen, Orden usw. Derweilen mühen sich die Mittel- und Unterbegabten im Schweiße ihres Angesichts ab, nur so viel zu erwerben, um leben zu können. Es geht ungleich zu mit der Verteilung der Güter des Lebens!

Nicht auch ungerecht? — Ich sehe die Gerechtigkeit nicht. Welches Verdienst hat denn der Begabte, daß er vor anderen aufsteigen, mit Hinabdrückung derselben sich emporheben soll? — Offenbar keines. Die etwas besser ausschließbaren Nervenbahnen sind doch kein Verdienst. Weshalb hat der Fleißige, Ordentliche, Gewissenhafte weniger Anrecht auf den Aufstieg? — Weil er weniger leistet? — Das müßte, auf die Aufgaben des Lebens bezogen, erst noch bewiesen werden. Sicher ist ohne weiteres, daß die vielen Mittelbegabten, welche es durch treuen Fleiß zur Tüchtigkeit gebracht haben, für das Ganze mehr bedeuten, als die wenigen Ueberbegabten, deren Ueberlegenheit auf größerer Kraftanstrengung oft nicht beruht. Deshalb ist der Staat in erster Linie am gesellschaftlichen Aufstieg interessiert, weniger am Emporkommen des einzelnen.

Gewiß, die Menge muß gefördert werden, um Großes zu vollbringen. Aber selten ist ein genialer Führer durch Schulauflese an seinen Platz gelangt. Erst die Gelegenheit zur Verwältigung großer Aufgaben, die das Leben darbietet, hebt ihn aus der Vielheit hervor. Ist die Gelegenheit da, wird der berufene Führer kaum verborgen bleiben; die Gemeinschaft selbst wird ihn als Ersten unter Gleichen an ihre Spitze stellen. Im übrigen: Was vermag der geniale Führer ohne zahlreiche tüchtige Truppen? — Wenig oder nichts. Unsere besten und gerechtesten Führer haben es oft und mit Recht ausgesprochen, daß sie die Erfolge und Auszeichnungen dem allgemeinen Heldentum im schlichten Soldatenrock verdanken. Entsprechendes gilt von hervorragenden Leistungen auf allen Gebieten des Lebens: Auf den tüchtigen, treuen Arbeiter kommt es immer in erster Linie an, in zweiter erst auf den klugen Unternehmer und geschickten Leiter. Wo es gut stehen soll, müssen beide miteinander da sein und zusammenwirken. Das Führertalent aber gedeiht nach allen Erfahrungen am besten da, wo es aus der gepflegten und gehobenen Menge hervorzweigt.

Die Vertreter zum „Aufstieg der Begabten“ wollen eine bevorzugte Schülerschaft herstellen und diese für sich der höheren Ausbildung entgegenführen. Ähnliches ist vor 150 Jahren schon einmal versucht worden. Es war Rousseau, der um diese Zeit die sechs Worte schrieb: „Der Arme braucht keine Erziehung! Zwang waltet über seinem Stande; er hat die, die er haben kann.“ Und weiter: „Ich würde mich mit einem kränklichen, stehenden Kinde nicht befassen, sollte es auch ein Alter von 80 Jahren erreichen. Derjenige, der sich einen schwächlichen und kränklichen Jüngling aufbietet, verwandelt seine Erzieherbestimmung in die eines Krankenwärtlers.“ Den einzigen, ganz fehlerlosen Jüngling zum Aufstieg zu führen, diese Aufgabe hielt Rousseau seiner würdig und wollte ihr ganze 25 Jahre seines kostbaren Lebens widmen.

Man hatte damals auch in Deutschland Sinn für diese Art von Aristokratismus. Die bevorzugte Pflege der ganz Gesunden nannte man Philanthropie und gefiel sich sehr in der Empfehlung und Ausübung derselben. Der deutsche Philanthrop Bafedow, ein Hamburger von Geburt, sammelte schon damals einen Fonds, um ein Erziehungsunternehmen zu beginnen, welches Reiche für Geld und begabte Arme ohne Geld (aber gegen Dienstleistungen) zu wahren Menschen heranbilden sollte. In einer „Meinen Schule“ sollte diese außerlesene Schülerschaft vereint werden und die ganze elementarische Bibliothek mit allen Neuerungen und Verbesserungen in Pflege, Unterricht und Erziehung durchmachen. Die nicht Reichen und nicht besonders Begabten sollten in den „großen Schulen“ zusammengetan werden. „Die großen Schulen für den gemeinen Haufen bedürfen keiner Abteilungen und Klasse.“ „Ein jeder vom Staat dazu bestimmte Schulmeister muß alles zugleich und nacheinander lehren können, was darinnen zu lehren ist.“ Verständlich lesen, leserlich schreiben, die Anfangsgründe im Rechnen, die für den großen Haufen gehörige Sittenlehre, wirkliche Religion und einige Kenntnisse der Landesgesetze. Wie man sieht, herzlich wenig und oberflächlich dazu.

Um die „großen Schulen“ gekümmert haben sich die damaligen Vertreter der Auslesepädagogik nicht. Es blieb dem Genie Pestalozzi vorbehalten, den Schwerpunkt der Erziehungsarbeit in diese zu verlegen, dabei nicht nur Förderer der Begabten zu sein, son-

dern, wo es not tat, auch das Amt eines „Krankenwärtlers“ müßig zu übernehmen. „Allgemeine Emporbildung der Kräfte der Menschennatur“ war das eine Ziel für alle; jedes Kind sollte darauf den gleichen Anspruch, einen verstärkten eher noch der Unterbegabte, als der Ueberbegabte.

Die eifrige Kultur der Durchschnittsbegabung, auch der Unterbegabung in der Volksschule des 19. Jahrhunderts ist dann der Weg gewesen, auf welchem das deutsche Volk vor allen andern Völkern zur Bildung und Macht gelangt ist. Die kleinen Fortschritte bei den einzelnen sind durch die Millionenzahl zu einer bedeutenden Größe geworden; die Fortwirkung und Stetigkeit in Generationen hat sie gewaltig erhöht. Die Talente sind in der deutschen Volksschule kaum zu kurz gekommen; ungezählten ist durch sie der Aufstieg ermöglicht worden. Die Verbindung mit den höheren Schulen hätte enger, die Ueberleitung zahlreicher und planmäßiger erfolgen können. Im großen und ganzen hat sich aber die Arbeit an der Hebung der Rasse als das wirksamste Mittel erwiesen, die Volkskraft und Volkstüchtigkeit zu steigern.

Man wird einwenden, die Philanthropen von heute hätten das Ausleseprinzip infolgedessen wesentlich geändert, als der Reichtum als vorzugsberechtigt auscheiden und zugunsten der Armen nur die Begabung dafür maßgebend sein soll. Allein heute wie damals ist das Absehen auf die Schaffung einer kleinen bevorzugten Schülerschaft gerichtet. Die Rasse der nicht Bevorzugten muß den Schaden davon haben. Und die Kinder aus den unteren Volksschichten werden in weit überwiegender Zahl zu den letzteren gehören. Man lese u. a. William Stern nach, wieviel besser die Kinder aus höheren Ständen bei den Begabungsprüfungen abschnitten. Nur etwa 2 Prozent der Volksschüler sollen sich als hochbegabt erweisen. Bafedow verwandte sie als „Famulanten“ zur Bedienung der Reichen. Eine wesentlich andere Rolle wird ihnen wohl auch in der neuen „Meinen Schule“ nicht zufallen.

Vor allem aber: Was wird aus den 98 Proz. der Kinder des Volkes mit Durchschnitts- und Unterbegabung? — Sie verbleiben in den „großen Schulen“ oder vielmehr in der berühmten „Grundschule“ mit mindertwertigen Siebersten in den Oberklassen. Keine Milliardenstiftung wird sie unterstützen, kein „Deutscher Ausschuss“ für ihre Hebung in die Schranken treten. Sie müssen ohne ausreichenden Bildungsabschluss abgehen und werden im Leben genommen, wo Bedarf ist ohne Berechtigung, Arbeit ohne Meisterschaft, und sie füllen so den Untergrund der menschlichen Gesellschaft, ohne ihn zu heben. Unsere Neuphilanthropen werden das ja nicht wollen und entsprechende Absichten weit von sich abweisen. Allein mit der systematischen Talentskultur kommt dieser Zustand ganz von selbst. Der Aufstieg der Bevorzugten führt eben notwendig zum Nichtaufstieg der Gemäßigten; die Hinfallen der Interessierten und Kräfte auf jene muß diesen das Notwendige entziehen. Hierin liegt die große Gefahr der neuen Auslesepädagogik. Sie hat ihre Vorbilder aus dem Auslande und würde, auf unser deutsches Schulwesen übertragen, den Bildungsgrad der Rasse auf amerikanische Grade zurückzuführen, dieses zum Vorteil der Emporkömmlinge, aber zum großen Nachteil des Ganzen. Wer es deshalb ernst meint mit der Steigerung unserer Volkskraft und Tüchtigkeit, der wird dem Aufstieg der Begabten die Hebung der Rasse, der systematischen Talentskultur die allgemeine Emporbildung der Kräfte, auf die jeder den gleichen Anspruch hat, entgegenstellen müssen und grundsätzlich keine Beschränkungen unterstützen können, welche auf Schaffung kleiner bevorzugter Schülerschaften hinauslaufen. Die frühe Auslese nach vermeintlichen Fähigkeiten der Kinder ist fast noch verwerflicher, als die nach dem Wohlwollen der Eltern; denn der Anspruch auf Nachzettelung, der vom Geldbesitz ausgeht, wird vom Tüchtigen leichter überwunden, als jener „Rimbus“, welchen höhere Bildung und Stellung um „Auderlesene“ verbreiten.

Lessing-Theater: „Niobe“.

Was vor Jahren als Schwanke schallende Heiterkeit auslief — jetzt kehrt es als Operette wieder. „Niobe“, in dieser Gestalt ist Oskar Blumens thals „Schwammlied“. Darüber stand er und hinterließ uns das Lachen. Gewiß, die Handlung ist auch so noch immer belustigend. Nur eben, man lacht heute über all die Späße und Spähden nicht mehr so laut und so viel als dazumal. In der Hauptsache ist eine traumhafte Geschichte. Ein Versicherungsdirektor Peter Dumm bewahrt bei sich die Statue einer Niobe, die alsbald öffentlich gezeigt werden soll. Seit die altgriechische Sage von Niobe bekannt geworden ist, hat er, zu seinen großen Sorgen um die feinerne Göttin, einen merkwürdigen Traum: Sie sei lebendig geworden usw. Indem nun Blumen thal einen Teil der Handlung in Coupletverse aufzählte, setzte sie Oskar Strauß in Musik. Man befindet sich ja bei ihm in annehmlicher Gesellschaft. Er hat lapprige Einfälle, die sich allerdings meist zu kleineren Sachen und Schändelchen verichten und ist vor allem ein vortrefflicher Farbenspieler. Na, er verfügt auch über musikalischen Humor. Es ist ihm gelungen, die Linie zwischen Tragikomik und leicht sprudelnder Fröhlichkeit mit soviel technischer Sicherheit als künstlerischem Gespinnst bis auf einige Entsetzungen und Gemeinplätze ziemlich zu behaupten. Natürlich lang alles voller und vollkommener, weil Herr Regimilien Glödel, der auch diesmal wieder als unübertroffener Regisseur vortrefflich hervortrat, dem dirigierenden Komponisten das Blüthner-Orchester zu ihrer Mitwirkung beigegeben hatte. Und dazu Hans Bahmann, Marie Cismann in den Hauptrollen, Gertrud Herterberg, Goldi Augustin, Rosa Schopp, Max Galkoff, Friedrich Kühne in den Chören. Außerdem gab es hübsche Dekorationen und neben altgriechischen eine reichliche Auswahl modernster Frauengedänder von mehr oder minder entzückender Art. ek.

Notizen.

— Sommertheater. Im Deutschen Theater ist zu Ruhen aller, die Pallenberg noch nicht als Solowald gesehen haben, Nabelburgs „Familie Schmel“ neu einstudiert worden. Die Harmonisierungen des Schwanks, die dem Diegelmann, Galkoff, die Winkelschuh und Bogah vortreffliche Figuren machen, bilden nur den Rahmen für Pallenbergs breit ausladende, mit allen seinen Humoren, Schreierikern, eingeleiteten Widen und vielen anderen Zutaten ausgestattete Charakterstudie. Gewiß, sie ist unergötzlich einprägnant, sie ist eine Ueberflut aller seiner Register, eine Sammelarbeit seiner tragikomischen Gestaltungskunst — aber auch monoton überladen. Wie er zum Schluß in Nichts verinkt aus seiner erschwindelten Höhe, ist unergötzlich.

Wahrs „Star“ hat ein gut einsehendes Gastspiel ins Trianon-Theater verpflanzt. Dies Theaterstück behauptet sich noch mit Ehren. Marietta Ollh. liegt als Star all ihre Kräfte virtuos spielen. Neben ihr zeigte Hans Schindler tüchtiges Können. Sehr artig wirkte Rosa Paletti.

— Kunstchronik. Aus Anlaß der Eröffnung seiner neuen Ausstellungssäle im Hause Potsdamer Straße 134a veranstaltet Der Sturm seine dritte Gesamtschau, auf der Werke der führenden Künstler der Expressionisten, Kubisten und Futuristen gezeigt werden. Die Ausstellung wird am 6. Juni eröffnet und ist täglich von 10—6 Uhr und Sonntags von 11—2 Uhr zu besichtigen.

— Vorträge. In der Urania wird in dieser Woche allabendlich der Vortrag „Trotz einst und jetzt“ wiederholt. — In der Treplova-Sternwart spricht am Dienstag abend Dr. Archenhold über: „Saturn und sein Ringsystem“. Mit dem großen Fernrohr werden die neu am Ohrande aufgetretenen Sonnenflecken, abends Saturn und Mond beobachtet.

Deutsches Theater.
Heute u. folgende Tage 7 1/2 Uhr:
Max Pallenberg
in **Familie Schmek.**
Kammerspiele.
Heute b. einschl. Mittwoch 7 1/2 U.:
Leopoldine Konstantin in **Fasching.**
Volksbühne. Theat. a. Bülowplatz.
Untergrund. Schönhauser Tor
Heute u. folgende Tage 7 1/2 Uhr:
Ein **Sommernachtsstraum.**
Sonnt. nachm. 3 1/2 U. (kl. Preise):
Kabale und Liebe.

Lessing-Theater.
7 1/2 Uhr: **Niobe** (Operette).
Heute Dirigent Oskar Straus.
Morgen u. folg. Tage: **Niobe.**
Sonnt. nachm. 3 (kl. Pr.): **Armut.**

Theater für Sonntag, den 3. Juni 1917.
Deutsches Opernhaus
Sondervorstellung z. B. d. Frauen-
lob-Stift. 4 Uhr: **Parsifal.**

Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
3 Uhr: **Der Troubadour.**
7 1/2 Uhr: **Dreimäderlhaus.**

Gebr. Herrfeld-Theater.
7 1/2 U.: **Das Pensionsschwein.**

Kleines Theater
7 1/2 U.: **Hans im Schnakenloch.**

Komische Oper
7 Uhr
20 Min.: **Die Dose Sr. Majestät.**

Lustspielhaus
7 1/2 Uhr: **Die blonden Mädels**
vom Lindenhof.
3 1/2 Neu einstudiert: **Unsere Käse.**

Metropol-Theater
7 1/2 Uhr: **Die Czardasfürstin.**

Spollos
FRIEDRICHSTR. AN DER KÖNIGSTR.
Allabendlich 7 1/2 Uhr:
Das vielseitige
Variété-Programm!
Die Kasse ist ab 10 Uhr geöffnet

URANIA Taubenstr. 48/49.
4 Uhr (halbe Preise):
Von der Zugspitze zum
Watzmann.
8 Uhr: **Tirol einst u. jetzt.**
Sonntag 8 Uhr:

Tirol einst und jetzt.

Deutsch. Künstler-Theater.
Direktion: Viktor Barnowsky.
7 1/2 Uhr:
Der Proberheil.
Lustspiel von Oskar Blumenthal.

Verband der Freien Volkshöhen
Sonntag, den 3. Juni
Nachmittags 3 Uhr:
Max
Volkshöhe, Theater am Bülowplatz:
Kabale und Liebe.
Reffing-Theater: **Armut.**

Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Unsere Don Juans.
Große
Variété-Vorstellung
Anf. 5 Uhr im Garten. Anf. 5 1/2 Uhr

Theater für Sonntag, den 3. Juni 1917.

Neues Operettenhaus
Schiffbld. a. Kassenel. Norden 281
7 1/2 U.: **Der Soldat der Marie.**

Residenz-Theater
7 1/2 Uhr: **Der Leibgardist.**

Schiller-Theater 0
7 1/2 Uhr: **Kammermusik.**

Schiller-Th. Charlottenb.
7 1/2 Uhr: **Traumulus.**

Thalia-Theater
3 Uhr: **Hofgunst.**
7 1/2 Uhr: **Sonnenwende.**

Theater am Nollendorfpl.
3 1/2 Uhr: **Blaue Jungens.**
7 1/2 Uhr: **Die Gulaschkannone.**

Theater des Westens
3 1/2 Uhr: **Der Raub der Sabinerinnen.**
7 1/2 U.: **Stolze Thea.**

Trianon-Theater
7 1/2 Uhr: **Der Star.**
3 1/2 Uhr: **Jugend.**

Dir. C. Meinhard — R. Bernauer.
Theater i. d. Königgrätzer Str.
8 Uhr: **Schnitzler-Abend.**

Komödienhaus
7 1/2 U.: **Die verlorene Tochter**

Berliner Theater
7 30 Uhr: **Die tolle Komteß.**

Admiralspalast.
2 Vorstellungen, 4 u. 7 1/2 Uhr.
Nachm. kleine Preise.
Abrekadabra.
Großes phantastisches Ballett
auf dem Eise.
Abd. Einlaß 7 U. Vorzgl. Küche.
Angenehmer kühler Aufenthalt

Rose-Theater.
7 1/2 Uhr: **Der Mann seiner Frau.**
Gartenb.: **Barin wie es liebt u. haßt.**

NATIONAL-THEATER
Köpenicker Str. 68.
Größter Schlingel dieser Spielzeit
Was junge Mädchen
träumen . . .!
Posse mit Gesang u. Tanz.
Musik von Walter Bromme.
Sonntag 8 1/2 Uhr:
Schmetterlingsschlacht
von Herm. Sudermann.
Vorverk. ab 10 U. ununterbr.
Es empfiehlt sich, Billette
rechtzeitig zu lösen!

300
Heute:
Gr. Militär-Konzert.
Zoo je 30 Pf. Aqua
Aquarium.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
Cabaret
„Feld-
grau“
Anfang 7 1/2 Uhr.



Walhalla-Theater.
7 1/2 Uhr: **Zigener.**
Gartenbühne-Vorstellung.

MOZARTIAAL
Nollendorfplatz 5.
Die Prinzessin
von Neutrallen
Lustspiel
in 4 Akten
von
R. Wiens.
Regie:
Rudolf
Biebrach.
Beginn:
3 Uhr,
8 1/2 U.

Henny
Porten

Zirkus A. Schumann
Am Bahnhof Friedrichstraße.
Rauchen gestattet.
Kühler Aufenthalt.
Das neue Zirkus-Variété-Prgr.
2 Große Vorstellungen 2
Nachm. 3 1/2 u. abends 8 Uhr.
Nachm. 1 Kind frei
unter 12 Jahren.
Nachm. können Kinder
gratis Pony reiten.
In beiden Vorstellungen das
vollständ. neue Progr. U. a.:
Bayer. Alpen-Spiele.
Halali Parforce-
Schnitzel-Jagd.

Palast
Theater am Zoo
Heute
2 Vorstellungen 2
3 1/2 Nachm. jed. Erwachs. 7 1/2
1 Kind frei.
In beiden Vorstellungen:
Triumph
der Schönheit
und das große neue
Variété-Programm.

Berliner Prater-Theater
Kastanienallee 7-9.
Heute:
Uha — famos!
Große Ausstattungs-Operettenbühne
in 3 Akten mit Gesang und Tanz.
Vorher das große Variétéprogramm.
Anfang 4 1/2 Uhr.

Friedrichstr. 180.
Unt. den Linden:
Der Fall
Dombronowska-
Clémenceau.
Kriminal-Erlebnis
mit
Ludwig Hartau.
Regie: William Kahn.
Schöneberg:
Die Laternen des Schicksals.
Klegandenpl.
Wienbergweg.
Worchplatz.
Gartenbühne:
Die
Bettlerin
von St. Marien.
Hauptdarsteller:
Lotto Neumann,
Emil Jannings.
Reinholdsdorferstraße.
Graf Dohna und seine „Müve“.
Film des Bild- u. Film-Kunst

HERMANN

Zur Förderung des bargeld-
losen Zahlungsverkehrs
bitten wir um Benutzung der
Gutschriften-Abteilung
in unserem Hause Leipziger Straße.
Auskunft in der Gutschriften-Abteilung im Zwischenstock.

Kinderschürzen

- Kinderschürzen** a. guten Stoffen, reich garn., 45-80 cm 460 bis 600
- Kinderschürzen** gestr., m. Gallenschn. u. Bindedeb., 45-80 cm 440 bis 580
- Knabenschürzen** a. gut. Wascht., schön garn., 45-55 cm lg. 275 bis 305
- Knaben-Wachstuch-Schürzen** in verschiedenen Größen und Preislagen
- Kinder- und Backfischhüte**
- Kieler Matrosenhüte** f. Mädch., Wascht., m. Bandgarnit. 475 bis 575
- Kieler Matrosenform** f. Mädch., Strohg., m. Sportgarn. 675 bis 1150
- Backfischglocke** mit Wagnerkopf aus Wascht., mit Sportgarnitur . . 575
- Backfischhüte** in verschiedenen Blumen- u. Bandgarnituren 675 bis 1175

Kinderbekleidung



Sport-Bluse f. Knab. ca. 53. 3.00
hochschöne Sportbluse
für etwa 5 Jahre 3.25
3 weibl. Gr. 25 Pf. mehr

Mittel-Anzug a. gestreiftem Sat. Augusta 850

Kleid aus weiß. Ba-nama mit dunkler
Schleife 600

Dirndl-Kleid mit Schürzen 750
für etwa 2 Jahre
bis 4 Jahre. Jede weibl.
Größe 75 Pf. mehr

Mädchenkleid gepunkt. oder kariert,
aus Wascht., 775
etwa 3 J. Jede
weibl. Gr. 51 Pf. mehr

Kinderstrümpfe

- Kinderstrümpfe** Baumw., schwarz, Größe 5-12 95 Pf. bis 200
- Kinderstrümpfe** e. dt. Maco 1x1, gestr., schwarz, Gr. 2-10 175 bis 375
- Kindersocken** Baumwolle schwarz, Gr. 4-10 40 bis 70 Pf.
- Kindersocken** Baumwolle, farbig, Gr. 2-8 85 Pf. bis 115
- Kinderhosen und Hemden**
- Kindersweater** Baumw., wolle, farb., m. 1/2 Arm, Gr. 35-55 145 bis 250
- Kinderhöschen** Baumw., wolle, farbig, ohne Leibchen . . 175 bis 250
- Knabensporthemd.** Percal, farbig, gestreift. 375 bis 950
- Kinderreformhosen** Baumwolle, marine 450 bis 700

Waschstoffe

- Baumwoll-Muffelin** Blau- u. Streifenmuff., etwa 80 cm breit, 195 bis 290
- Schleierstoff** bedruckt, heller und dunkler Grund, 275 bis 425
- Schleierstoff** weiß und farbig, etwa 110 cm breit 450 bis 575
- Schweiz. Schleierstoff** weiß u. farb., m. gestrich. Punkt, etwa 110 cm br. 650 bis 750
- Schleierstoff** in vielen Farben- und Streifen-stellungen 550 bis 750
- Rantenstoff** Schleierstoff, gestrich., 120 cm breit, 590 bis 850
- Schleierstoff** durchweg gestrich., weiß und farbig, 590 bis 950
- Kräuselstoff** weiß und farbig, etwa 110 cm breit 1275 bis 1450

Kleiderstoffe

- Wollmuffelin** etwa 70 cm breit Meter 450 bis 750
- Blusenstreifen** mit Kunstseide, etwa 70 cm breit. Meter 750 bis 950
- Kleiderstoffe** schwarz und weiß kariert, doppelt-breit Meter 790 bis 1390
- Kunstseidene Schotten** u. Streifen, doppelt-breit Meter 1250 bis 1590
- Colienne** für Kleider und Blusen, doppeltbreit, in vielen Farben Meter 1490 bis 2190
- Jadenkleiderstoffe** meliert, etwa 130 cm breit Meter 1690 bis 2150
- Jadenkleiderstoffe** einfarbig, etwa 130-140 cm breit Meter 1890 bis 3450

Seidenstoffe

- Reinseidene Schotten** in verschiedenen Stellungen Meter 345 bis 450
- Reinseidene Streifen** in großer Auswahl Meter 450 bis 590
- Seidene Schleierstoffe** doppeltbreit, in vielen Farben Meter 790 bis 1050
- Reitendrud-Seide** in modernen Mustern Meter 790 bis 1290
- Reinseid. Schleierstoff** bedruckt, doppeltbreit, f. Kleid u. Blusen 1790 bis 1890
- Doppeltbreiter Taft** etwa 90 cm br., f. Kleider u. Blusen Meter 1690 bis 2190
- Imprägnierte Regenmantelseide + Bastseide**